

1918–2018: Vor 100 Jahren kehrten die Schweizer aus Russland zurück (I)

1. Schweizer in Russland

Eugen Voss

Im Jahr 2018 wurde an mehrere Ereignisse erinnert, die sich vor hundert Jahren zuge-
tragen hatten. 1918 brachte das Ende des Ersten Weltkrieges, die Spanische Grippe, den
Generalstreik und – die Rückkehr Tausender Schweizer aus Russland.

Da ich mich in meinem Elternhaus am Schiedhaldensteig 32 in einer Art Zeugenstand
befand, bekam ich zahlreiche Einblicke in die Schicksale dieser Unglücklichen.

Nach Russland ausgewandert war in der Mitte des 19. Jahrhunderts mein Grossvater.
Er hatte in Westeuropa keine Arbeit gefunden. In Odessa traf er auf die Stelle seines Le-
bens als Maschineningenieur. Nach dem verlorenen Krieg gegen die Türkei veranlasste
Zar Alexander II. im Südwesten Russlands den Bau eines riesigen Eisenbahnnetzes. Für
die Herstellung der benötigten Dampflokomotiven wurde in Odessa eine eigene Fabrik
gebaut. Dort kam mein Vater zur Welt. Nach dem Besuch der russischen Primarschule
kam er mit seiner Mutter nach Zürich, wo er die Kantonsschule und für das Chemiestudi-



Haus Schiedhaldensteig 32 im Jahr 1934.

um die ETH besuchte. Im Studium lernte er einen Russen mit Namen Morozow kennen. Dieser entstammte einer Unternehmerfamilie, die in dem zwischen Moskau und St. Petersburg gelegenen Twer eine grosse Textilfabrik betrieb. In dieser brauchte Vaters Mitstudent einen Chemiker. Vater nahm den Ruf gerne an und kehrte nach Doktorat und Praktika nach Russland zurück. Die Stadt Twer wurde seine neue Heimat. Dort lernte er eine schöne Russin kennen, die später meine Mutter werden sollte.

Um seiner jungen Angetrauten, die nun auch Schweizerin war, ihre neue Heimat zu zeigen, reiste das Paar 1914 in die Schweiz. In diesem Schicksalsjahr brach der Erste Weltkrieg aus, und eine Rückreise nach Twer war nicht mehr möglich. Als der Krieg sich unerwartet in die Länge zog, nahm mein Vater in der «Viscose Suisse» in Emmenbrücke eine Stelle an, die genau derjenigen in Twer entsprach. 1932 zog sich mein Vater von der Arbeit zurück. Für den Ruhestand suchte er sich ein Gelände in dem ihm in der Zürcher Studienzeit lieb gewordenen Küssnacht. So kam ich mit 7 Jahren mit meinen Eltern aus dem Kanton Luzern nach Küssnacht.

Vater hatte in Russland gut verdient. Das Leben war sehr billig. Seine Ersparnisse schickte er in die Schweiz. Aber das war für die Mehrzahl der Russlandschweizer keine Option. Sie hatten die hochprozentigen russischen Anleihen den mickrigen Erträgen in der Schweiz vorgezogen. So kehrten sie meist ohne finanziellen Hintergrund in die Schweiz zurück. Aus diesem Grund hatten meine Eltern den Gedanken, das neue Haus auch zu einem Begegnungsort für die mittellosen Russlandschweizer zu machen. Die wenigsten von ihnen hatten die Schweiz je gesehen, und nicht wenige sprachen kein Schweizerdeutsch oder Französisch mehr, sondern nur noch Russisch.

Doch wie waren die Schweizer überhaupt nach Russland gekommen?

Russland brauchte Spezialisten

Offiziere

François Lefort (1655–1699) kam in Genf als Sohn hugenottischer Flüchtlinge zur Welt. Sein Beruf als Kaufmann führte ihn in den Norden Russlands. Er lernte den damals 17 Jahre alten künftigen Zaren Peter den Grossen kennen, der sich mit ihm befreundete. In Russland wurde er Offizier und machte eine militärische Laufbahn. Zar Peter holte ihn nach St. Petersburg, wo er in dessen Auftrag die russische Ostseeflotte zur Abwehr der



St. Petersburg um 1840.

Schweden schuf. Später reorganisierte er das russische Heer. Als der Zar wünschte, anonym Westeuropa kennen zu lernen, organisierte Lefort die Reise, die dem Zaren bedeutende Erkenntnisse brachte (Sie regten den Komponisten Albert Lortzing zur Oper «Zar und Zimmermann» an.) An der Mündung des Flusses Newa in die Ostsee beabsichtigte Zar Peter eine neue Hauptstadt nach europäischem Vorbild zu bauen. Hierfür beriet er sich mit Lefort. Den Bau der Stadt erlebte Lefort nicht mehr. Er starb

1699 in Moskau, wo zur Erinnerung an ihn ein zentral gelegener Stadtteil als Lefortowo benannt wurde. Auch eine 1881 erbaute Kaserne wurde nach ihm benannt. Bedauerlicherweise wurde diese unter den Kommunisten als Zentralgefängnis für politische Häftlinge missbraucht. Das Lefortowo-Gefängnis hat seinen schrecklichen Ruf als Ort für Folter und Ungerechtigkeit bis heute nicht abgestreift.

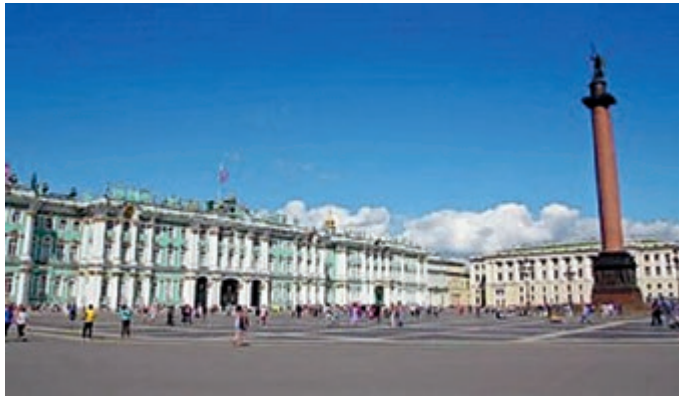
Antoine-Henri Jomini (1779–1869) war ein weiterer schweizerischer Offizier, der zur Modernisierung der russischen Armee beigezogen wurde. Jomini, aus Payerne gebürtig, begann seine militärische Laufbahn in der jungen Schweizer Armee der Helvetik. 1801 verliess er die von ihm mitgestaltete Armee, wanderte nach Paris aus und machte Karriere in der französischen Armee. Als Militärhistoriker wurde er international bekannt. Zuerst diente er in der Armee Napoleons I, dann in der russischen. Er wurde Adjutant von Zar Alexander I., einem Freund der Schweiz. In seinem Auftrag gründete er die Russische Militärakademie in Petersburg. Seinen Lebensabend verbrachte er in Paris.

Bauleute

Antonio Solari (ca. 1450–1493), ein Tessiner, dürfte der erste Schweizer Architekt in russischen Diensten gewesen sein.

Jeder Tourist, der nach Moskau kommt, findet sich früher oder später auf dem Roten (= schönen) Platz und blickt von dort aus zur alten Moskauer Stadtfestung, dem Kreml, eindrucklich durch Grösse und Harmonie des roten Backsteinwerks. Der Zar beauftragte zunächst russische Architekten mit dem Bau. Aber sie waren nur im Holzbau erfahren und darum erfolglos beim Umsetzen der ihnen unbekanntem Steintechnik. Darum holte sich der Zar lombardische Baumeister, darunter den Tessiner Antonio Solari.

Domenico Trezzini (geb. 1670 in Astano, gest. 1734 in St. Petersburg). Einmal führte mich ein Ur-Petersburger durch die nördliche Hauptstadt Russlands, der Physikprofessor und spätere Priester Alexander Stepanow, selbst Abkömmling einer bekannten Petersburger Physikerdynastie. Wir standen vor der «Peter- und Paul-Festung».



Sie wird überragt vom goldenen Turmhelm ihrer Kathedrale,

St. Petersburg Schlossplatz, Architekt Domenico Trezzini.

einem aus grosser Ferne noch sichtbaren Wahrzeichen der Stadt. Vater Alexander sagt: «Die hat Domenico Trezzini erbaut. Er war Italiener und Stadtbaumeister Peters des Grossen.» Ich werfe ein: «Er war Tessiner und stammte aus Astano, dem Bürgerort meines Freundes.» Trezzini hat eine grosse Zahl wichtiger Bauten in der entstehenden Stadt errichtet, Festungen (als Absicherung gegen die Schweden), Paläste, auch Bürgerhäuser, die als Muster für spätere Bauten dienten.

Carlo Rossi (1775–1849) aus dem Tessinerdorf Sessa prägte das Stadtbild von Petersburg mit monumentalen Gebäuden wie dem Michaelspalast, Senat und Synode und führte die Stadtplanung zu Ende.

Neben diesen führenden Architekten waren viele weitere schweizerische Baufachleute an der Errichtung der neuen Reichshauptstadt beteiligt.

Erzieher

Eine weitere, grosse Gruppe von Schweizern in Russland bilden Lehrer, Gouvernanten, Kindermädchen. Zwei Persönlichkeiten ragen aus dieser Gruppe hervor: de La Harpe und Gillard. Der Erste steht am Anfang der langen Reihe, der Zweite am Ende.

Frédéric-César de La Harpe (1754–1838), geboren in Rolle, Kt. Waadt, erhielt im bündnerischen Schloss Haldenstein eine Bildung, die ihn zum überzeugten Republikaner werden liess. Er studierte in Genf und Tübingen die Rechte und liess sich als Anwalt in Lausanne nieder.

Die russische Kaiserin Katharina II. bat ihn, einige ihrer Mitarbeitenden auf einer Bildungstour durch Europa zu begleiten. 1783 beendete de La Harpe die Reise mit seinen Anvertrauten in St. Petersburg. Hier blieb er und erlernte ein Jahr lang die russische Sprache. Dann wurde er von der Zarin mit der Erziehung ihrer Enkelkinder, der Grossfürsten Alexander und Konstantin, betraut.

1891 wurde Alexander Zar. Durch seinen Erzieher lernte er die Schweiz gut kennen. Das hatte direkte und indirekte Auswirkungen. Dem Einfluss des Zaren war es mit zu verdanken, dass die Waadt, de La Harpes Heimat, von Bern unabhängig wurde. Als im Kanton St. Gallen eine Hungersnot ausbrach, schenkte der Zar den Notleidenden 100 000 Goldfranken, eine angesichts der seither über 1000 Prozent betragenden Inflation eine enorme Summe. Nach dem Sieg über Napoleon durch Russland, Österreich und Preussen wurde 1814–1815 am Wiener Kongress über den künftigen Bau Europas beraten. Zar Alexander I. erwies sich dabei als Freund der Schweiz. Er war der Ansicht, dass der Kleinstaat zwischen seinen grossen Nachbarn einen schweren Stand haben würde, und unterstützte darum die zur Sprache gelangte «ewige Neutralität» der Schweiz. de La Harpe war hinter den Kulissen der Konferenz als sog. «invisible» tätig. 1815 wurde die Neutralität der Schweiz anerkannt, ein eindrücklicher Beleg für die Bedeutung der Arbeit von Russlandschweizern.

Stellvertretend für die grosse Zahl von Schweizern, die erzieherisch in Russland tätig waren, sei eine mutige, ja kühne Einundzwanzigjährige aus Payerne genannt: *Louise Olympe Rittener*. Nachdem sie ihre Ausbildung als Lehrerin abgeschlossen hatte, begab sie sich 1868 nach Genf in ein Stellenvermittlungsbüro für Auslandsentsätze. Der Diensthabende fragte sie: «Wohin möchten Sie denn?» Sie antwortete: «So weit weg wie möglich.» Das Büro konnte ihr helfen. Es verfügte über die Adresse einer Familie in Krasnojarsk in Sibirien unweit von China. Sie fuhr hin. Es wurde eine Reise durch viele Zeitzonen Eurasiens. Bahnen gab es erst wenige. Grosse Abschnitte legte sie zu Schiff auf Flüssen zurück. Dazwischen liess sie sich bei tiefem Frost auf russischen Bauernkarren durchschütteln. Aber sie kam an. Wenn ihre Angehörigen in der Schweiz abends zu Bett gingen, begann für Olympe ein neuer Tag. Sie war wirklich «so weit weg wie möglich».

Arbeitgeber war die Familie eines Goldminenbesitzers. Ihre Schülerin war ein Kind, das durch sie Französisch und Klavierspielen lernen sollte. Sie hatte es gut getroffen, verfügte über viel freie Zeit, wurde von der Arbeitgeberin gastfreundlich behandelt, bekam ein eigenes Pferd, begleitete die Frau des Hauses auf Ausritten. Und sie beschrieb alle Erfahrungen in zahlreichen Briefen an ihren Onkel Frossard und an Freunde. Zugänglich wurde dieses Zeitzeugnis durch eine Veröffentlichung: «Voyage d'une jeune Payernoise».¹

Pierre Gillard (1879–1962) war der letzte aller in Russland tätig gewesenen Erzieher. Die Familie von Zar Nikolaus II. hatte den Waadtländer als Lehrer ihrer fünf Kinder angestellt. Das führte ihn nach St. Petersburg. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war er abgeschnitten von seiner schweizerischen Heimat. 1917 erlebte er die beiden Revolutionen, welche den Zaren zum Rücktritt zwangen und aus dem kaiserlichen Russland die Sowjetunion machten. Gillard blieb in dieser für die kaiserliche Familie extremen Zeit immer an ihrer Seite. Er folgte ihr in die Verbannung nach Sibirien, wo sie 1918 in Jekaterinburg umgebracht wurde. Gillard wurde zum Chronisten und Fotografen der letzten Romanows. Auf abenteuerlichen Wegen über Ostsibirien, Japan und Panama kehrte er in seine Heimat zurück. In Lausanne wurde er Professor an der Universität und später ihr Rektor. Seine umfangreiche Sammlung an Texten und Fotografien werden in der Universitätsbibliothek von Lausanne aufbewahrt. Die Erfahrungen im Kreis der letzten Zarenfamilie schilderte er in «*Le destin tragique de Nicolas II et de sa famille.*» Paris 1921.

Wissenschaftler

Zar Peter der Grosse gründete in seiner neuen Hauptstadt die Akademie der Wissenschaften. Sie sollte seinem Reich die westeuropäischen Wissenschaften vermitteln, stiess aber auf grossen Widerstand des Adels. Für die Grundlegung der Akademie berief er auch Schweizer wie den Basler Mathematiker Jakob Hermann (1678–1733). Dieser veranlasste, dass aus seiner Heimatstadt die Brüder Daniel und Nikolaus Bernoulli und der blutjunge Leonhard Euler (1707–1783) folgten. So wurde die Mathematik bald herausragende Wissenschaft an der Akademie. Und Leonhard Euler wird bis heute als Vater der russischen Mathematik verehrt. Er heiratete eine Russin. Eine Nachfahrin von ihnen lebt in Herrliberg und ist noch immer der russischen Sprache mächtig.

Russland sucht ausländische Siedler

Russlands Süden von der Schwarzmeerküste bis zur Wolgamündung war im 18. Jahrhundert unterbesiedelt und stellte militärisch Russlands weichen Unterleib dar. Kaiserin Katharina die Grosse (1729–1796) schickte sich an, dieses grosse Gebiet zu besiedeln. Da sie in Russland keine geeigneten Bauern fand, lud sie Ausländer ein. In ihrem Einladungsmanifest vom 22. Juli 1763 stellte sie ausländischen Siedlern eine Reihe von Privilegien in Aussicht:

– Religionsfreiheit,

¹ «Die besten Jahre unseres Lebens. Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer in Selbstzeugnissen 1821–1999». Chronos Verlag, Zürich, 2001.

- Befreiung vom Militärdienst,
- Selbstverwaltung auf lokaler Ebene mit Deutsch als Sprache,
- finanzielle Starthilfe,
- 30 Jahre Steuerfreiheit.

Tausende folgten der Einladung. Viele starben unterwegs an den Strapazen. Die am Unterlauf der Wolga Ankommenden waren bitter enttäuscht von der baumlosen Steppe. Die Härtesten überlebten und wurden zu Stammvätern eines ganzen Volkes, der Wolga-deutschen.

Auch in die Schweiz entsandte die Kaiserin Werber, deren Texte öffentlich auf Plätzen und in Kirchen verlesen wurden. Der Einladung folgten Glarner, Bündner, Waadtländer und einzelne Familien aus anderen Gebieten. Als ich das Gymnasium in Zürich besuchte, befreundete ich mich mit einem wenig jüngeren Mitschüler namens Andrej Lütshg. Er schilderte mir, wie seine Vorfahren aus Mollis nach Russland ausgewandert waren. Es handelte sich um die Brüder Jakob, Albrecht und Fridolin Lütshg (geboren zwischen 1795 und 1806). Alle waren sie Färber von Beruf. Ihre Habe hatten sie auf Pferdefuhrwerke geladen. Zu Fuss wanderten sie wochenlang neben den Pferden her. Wie später die Armeen Napoleons und Hitlers lernten sie die miserablen russischen Landstrassen kennen. Aber in ihren Berufen waren sie erfolgreich. Ihre Nachkommen assimilierten sich vollständig in Russland und heirateten Russinnen. Über deren Rückkehr nach Mollis wird später die Rede sein.

Konditoren

Unter den Berufen waren die Konditoren stark vertreten. Martin Stiffler aus Celerina wanderte 1846 als frisch Konfirmierter aus und wurde in Russland erfolgreich. Semadeni aus dem Puschlav gründete in Kiew eine Konditorei mit Café, die heute noch besteht und deren Namen bis in die russische Literatur eindrang. Eine Reihe von Konditoren bauten kleine Imperien von Zuckerbäckereien auf.

Käser

Stark vertreten waren die Käser. Sie arbeiteten zum Teil als Angestellte auf Gutsbetrieben oder machten sich selbständig. Der Emmentaler gilt in Russland als Schweizer Käse schlechthin. Auf die schweizerische Milch- und Käseverarbeitung war ein russischer Grossgrundbesitzer anlässlich einer Studienreise durch die Schweiz gestossen. Da die Milchverarbeitung in grossem Stil in Russland nicht bekannt war – Milch wurde ausschliesslich für den Hausgebrauch benötigt und verarbeitet – lud dieser Grossgrundbesitzer Schweizer Käser ein, was zum Anfang der beachtlichen Auswanderung dieser Berufsleute wurde.

Landwirte

Geringer ist die Zahl der Landwirte und Winzer. Im Mündungsgebiet des Flusses Dnestr gründeten Waadtländer eine grosse Winzerkolonie, Schaba genannt. Die Anregung dazu hatte de La Harpe gegenüber Zar Alexander I. gemacht. Das Winzergebiet wurde unter den Kommunisten verstaatlicht, besteht aber heute noch.

Armut trieb Zürcher 1804 nach der Krim. 228 Siedler gründeten dort «Zürichtal». Ihr Anfang war durch bitteren Mangel und Entbehrung gekennzeichnet. Es gab solche, die das nicht überlebten. Aber mit der Zeit stellte sich der Erfolg ein. Aus den Siedlern gingen Grossgrundbesitzer hervor, die ihr Getreide dem russischen Staat verkaufen konnten. Auch in den deutschsprachigen Kolonien am Unterlauf der Wolga befanden sich Schweizer. Ihre Landwirtschaft bekam Mustercharakter.

Pfarrer

In den grossen Städten wie St. Petersburg und Moskau gründeten Schweizer Vereine. Sie und die Siedler in den landwirtschaftlichen Gebieten brauchten Seelsorger. Die Basler Missionsgesellschaft entsandte geeignete evangelische Seelsorger zu den Siedlern. Die Gottesdienste wurden anfänglich in Wohnungen abgehalten. 1860 waren die «Zürichtaler» in der Lage, ein Gotteshaus zu errichten. Es steht noch heute und wird mittlerweile von der russisch-orthodoxen Kirche benützt. Die Pfarrer in den beiden Hauptstädten waren gut besoldet und in der Gesellschaft geachtet. Aber die materielle Lage der Dorfpfarrer war schlecht. Mit der Zeit vermischten sich in Südrussland die Siedler aus der Schweiz mit denen aus Baden, Württemberg, der Pfalz und schlossen sich konfessionell den Lutheranern an. Man weiss von 87 Schweizer Theologen in Russland, 65 waren reformiert, 22 katholisch.

Unternehmer

Im 19. Jahrhundert gab es mehrere Gründe für die Auswanderung nach Russland, z. B. Armut, Neugier und Hoffnung auf Chancen. Hier stellvertretend für viele einige Beispiele. Die Brüder *Würgler* aus Russikon gründeten in Kiew ein Geschäft für den Verkauf von Werkzeugen für die Verarbeitung von Holz und Metall, darunter alle Gerätschaften für Schlosser und Schmiede. Der Erfolg gab ihrem Wagemut recht. In Moskau gründete *Karl Burckhardt* aus Basel eine Eisengiesserei. Mühlenfabrikant *Bühler* eröffnete eine Filiale in Russland, *Escher Wyss* lieferte Schiffe, Brown-Boveri Turbinen. Eine davon wurde im Heizwerk der Baumwollmanufaktur von Twer vermutlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgestellt. Einer meiner Neffen arbeitete nach 1991 mit ihr und lobte sie über die Massen. «Sie ist uralte, aber die beste, die wir haben. Immer wieder muss sie repariert werden, aber wir hätscheln sie, um sie in Gang zu halten.» Die Firma *Gebrüder Bosshard* fertigte in St. Petersburg Heizanlagen. *Paul Nabholz* wanderte 1860 aus Flaach nach Moskau aus und baute eine Giesserei mit mechanischen Ateliers. *Oskar Haag* gründete eine Firma zum Import von Textilmaschinen. Nach der Revolution von 1918 kehrte er in die Schweiz zurück und wohnte in Küssnacht in unserer Nachbarschaft.

Bernhard Lerch sei hervorgehoben (1811–1904). Er stammte aus dem Baselbiet und gründete nach 1860 die erste Gummibandweberei in Russland. Da sie am Anfang das Monopol besass, entwickelte sie sich rasch und zählte bald 350 Angestellte. Alle verantwortlichen Stellen besetzte Lerch mit Schweizern, die meisten aus seiner Heimat. Die Firma ist mit ihrer Kaderpolitik typisch hinsichtlich Nachzug weiterer Schweizer nach Russland.²

² Verzeichnis aller von Schweizern in Russland ausgeübten Tätigkeiten in «Schweizer im Zarenreich», Verlag Hans Rohr, Zürich 1985.

Ingenieure

Zu den Ingenieuren gehörte mein Grossvater Anton Voss, der 1861 ausgewandert war. Seine erste Stelle fand er auf Grund eines Stellenanzeigers in Riga bei der Maschinenfabrik und Eisengiesserei Wöhrmann, die Lebensstelle im Lokomotivwerk von Odessa.

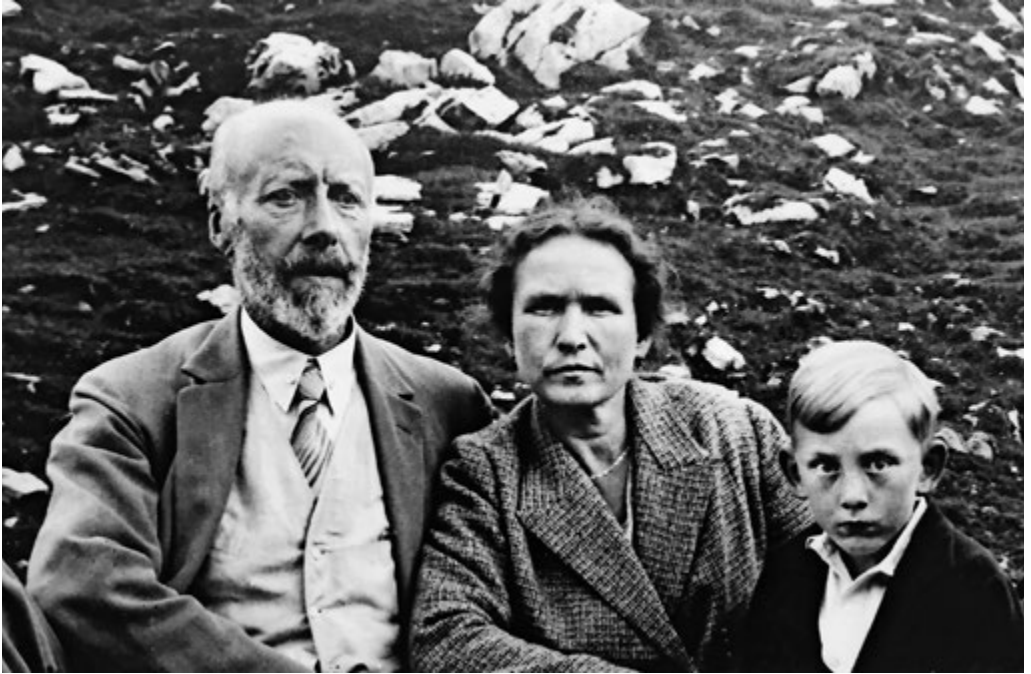
Mein Vater, der 1871 in Odessa zur Welt gekommen war, gehört also schon zur zweiten Auswanderergeneration. Als sein Mitstudent an der ETH Ivan Abramowitsch Morosow ihm eine Stelle als Chemiker in seiner Textilfabrik in Twer anbot, ahnte er wohl nicht, was er in dieser zentralrussischen Stadt antreffen würde. Nach den Studien an ETH und Uni, Offiziersschule, Praktika im Ausland und Heirat einer Zürcherin wanderte Vater 1889 aus. Die Morosows waren eine bekannte, sehr reiche Familie von Kaufleuten und Unternehmern. Ivan Morosows Grossvater Sawwa hatte in Twer 1859 eine Textilfabrik gegründet. Die Wahl des Standorts «auf der grünen Wiese» in Twer hatte verschiedene Gründe. Twer war historisch eine bedeutende Stadt an der schiffbaren Wolga. Wenige Jahre zuvor war die Stadt durch den Bau der Eisenbahn zwischen Moskau und Petersburg an das moderne Transportwesen angegliedert worden. Nun wurde sie auch Umschlagplatz zur in Russland sehr wichtigen Flussschifffahrt. Als 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, erwies sich die bäuerliche Umgebung als ideal für die Rekrutierung von Arbeitern. Weil Morosow als Unternehmer weitsichtig dachte, erstellte er rund um die Fabrik auch Wohnmöglichkeiten. So brauchte die bäuerliche Arbeiterschaft im weiträumigen Land keine langen Arbeitswege zu überwinden.

Zur «Fabrikstadt» gehörten für ihre Zeit moderne und hygienische Wohnkasernen, Lebensmittelläden, Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, Geburtsklinik, Spital, zwei ständige Ärzte, Apotheke, Krankenkasse, Sporthalle, Lehrwerkstätten, mehrere Handwerksbetriebe für die Eigenversorgung des Betriebs, Altersheim, Kraftzentrale (jene mit der Turbine von Brown Boveri), Bibliothek und Theater. Den ausländischen Kaderangehörigen standen komfortable, grosse Wohnungen zur Verfügung, das «Dütschdörfli» (vgl. Wälschdörfli in Chur). Hier wohnten mehrere weitere Schweizer sowie Deutsche und Elsässer.

Auf dem Morosowschen Areal lebten 15 000 Personen, die Angehörigen der 5000 Arbeiter. Der Betrieb nannte sich «Morosows Unternehmung für Baumwollerzeugnisse».

Dem Vater als Textilchemiker stand ein grosses, modernes Labor zur Verfügung. Im Betrieb leitete er nebst der Färberei auch Zwirnerei, Spinnerei und Weberei. Er erwarb sich bald das Vertrauen der Arbeiter. Das äusserte sich besonders eindrücklich, als der Betrieb 1905 anlässlich der Revolution total bestreikt wurde. Die zentrale Energieversorgung drohte auszufallen. Dadurch wurden zahlreiche Maschinen lahmgelegt. Vielen drohte durch den Stillstand die Zerstörung. Das hätte nach dem Ende des Streiks alle Arbeitsplätze betroffen. Vater verhandelte mit der Streikleitung und beschwor sie, die existenznotwendigen Prozesse aufrecht zu erhalten. Darauf erlaubten sie ihm als Einzigem, die Fabrik zu betreten. Er führte im Alleingang die Notmassnahmen durch. Nach Beendigung des Streiks konnte die Produktion sofort wieder aufgenommen werden.

Wäre mein Vater nach den besten Jahren seines Lebens gefragt worden, hätte er bestimmt die Zeit in Russland genannt, obwohl auch ihm das Leben in Russland schwere Schicksalsschläge bereitete. Seine junge Zürcher Ehefrau war bei der Geburt des ersten Söhnchens gestorben, das Kind folgte ihr wenige Wochen danach. 15 Jahre nach dem



Alfred Voss, Anastasia Voss, Eugen Voss.

Verlust der Ehefrau lernte Vater im «Dütschdörfli» eine junge Russin kennen. Die Sympathie beruhte auf Gegenseitigkeit. Er heiratete Anastasia Galanzoff und wollte ihr, wie eingangs gesagt, anlässlich der Hochzeitsreise ihre neue Heimat, die Schweiz zeigen. So begaben sie sich 1914 auf Europatour. In dieser Zeit brach der Erste Weltkrieg aus. Die beiden sahen sich von Russland abgeschnitten. Mit der Zeit zeigte es sich, dass das Warten auf Rückkehr illusorisch war. Zu seinem grossen Glück fand Vater in der «Viscosuisse» in Emmenbrücke eine Arbeit, die genau derjenigen in Twer entsprach. Als 1918 in Russland die bolschewistische Machtergreifung kam, empfanden es die Eltern als Vorsehung, dass sie kurz vorher die Hochzeitsreise angetreten hatten.

1932 beendete Vater seine Tätigkeit in der «Viscose» und widmete sich dem Hausbau in Künsnacht. Im Frühling 1933 zogen wir um. Für Vater begann der «tätige Ruhestand», für mich die Schule und für Mutter nebst Haus und Garten der Einsatz für vom Schicksal Betroffene aus Russland.

Fortsetzung/Schluss im Jahrheft 2019

1918–2018: Vor 100 Jahren kehrten die Schweizer aus Russland zurück (II)

Eugen Voss

2. 1918: Das Ende für die Schweizer in Russland

Der Umschwung in Russland verlief in dramatischen Etappen. Februar 1917: Revolution. Der Zar wird abgesetzt. Eine Provisorische Regierung aus Bürgerlichen und der sozialistischen Partei übernimmt die Überbrückung bis zum Abhalten einer den neuen Staat Konstituierenden Versammlung. Lenin verlässt Zürich und gelangt mit Hilfe des Deutschen Generalstabs nach Finnland. Im Oktober 1917 übernehmen die Bolschewiken, eine kleine Minderheit, die bei den Wahlen 8% der Stimmen erreicht hatte, mit einem geschickten Coup die Macht. Ab Januar 1918 folgen sich unter Regie von Lenin die Ereignisse Schlag auf Schlag. Die Bolschewiken treiben die gewählte Konstituierende Versammlung bei ihrer ersten Sitzung gewaltsam auseinander. Das Privateigentum wird verstaatlicht, Staat und Kirche werden getrennt, die staatlichen Strukturen aufgelöst. Alles, was eine Gesellschaft stabil hält, ist plötzlich nicht mehr gültig. Die bolschewistischen Kader verbinden sich unter Lenin mit den Anarchisten. Ihr erstes Ziel ist die Schaffung von Chaos.

Das geschah mittels einer Hasspropaganda, die das Unterste zuoberst wirbelte. Die labilen Elemente der Gesellschaft verbanden sich nach der Öffnung der Gefängnisse mit Kriminellen. Ihnen schlossen sich desertierte Soldaten an. Die Marodeure plünderten die Zeughäuser. Nun war alles erlaubt. Häuser und Wohnungen wurden gestürmt, die Besitzer auf die Strasse gestellt, der Wohnraum durch das Proletariat in Beschlag genommen. Passanten wurden auf der Strasse erschossen, Trampassagiere im fahrenden Wagen verhaftet und abgeführt. Marodierende Banden plünderten Läden. Mehrere Schweizer wurden getötet, viele verletzt. Von der Auflösung der Ordnung waren Banken, Handel, Industrie, Gewerbe, Transport, kurz alle und alles betroffen.

«Hier handelte es sich um etwas Dämonisch-Unbehagliches, das die Bolschewiki-Herrschaft unwillkürlich einflösste, um das Gefühl, einer gesetzeslosen Gewaltherrschaft unterworfen zu sein, dem Terror, der vor nichts zurückschreckt... Und dieses Gefühl ...beherrschte nicht nur die Bourgeoisie, sondern es kroch nach und nach in die ärmsten Wohnungen und nistete sich in allen Winkeln unauslöschlich ein... Das Volk stirbt vor Hunger und Elend! Nie hat man so viel Unglückliche, Kranke, Hungernde und Krüppel gesehen ...»¹

Das bedeutete auch die Zerstörung alles dessen, was Russlandschweizer geschaffen hatten. Sie wollten fliehen, konnten aber nicht. Das Land war nach allen Seiten hin geschlossen. Schweizervereine wurden gegründet, die sich unter der Federführung der Konsulate in Petersburg, Moskau und Odessa um die Ausreise bemühten. 8000 Schwei-

¹ Unter der Herrschaft des Bolschewismus, Erlebnisse von Russland-Schweizern. Zürich 1918. Rascher & Co. Verlag, Zürich. S. 7 ff.

zer mussten erreicht und informiert werden in einem Zeitalter, da das Telefon kaum verbreitet war. Das war enorm schwierig, weil inzwischen der Bürgerkrieg ausgebrochen war, der das ganze Land umfasste.

Friedrich Suter war als Chef und Mitbesitzer der vom Schweizer Bernhard Lerch gegründeten ersten russischen Gummibandweberei tätig gewesen. Er kämpfte sich als Vizekonsul in Moskau zu Lenin durch, der inzwischen vom Kreml aus regierte. Angesichts der mehrjährigen Obhut, die Lenin als Emigrant in der Schweiz gefunden hatte, opponierte er nicht gegen Suters Anliegen. Widerstand fand Suter jedoch bei anderen der in der Sache zuständigen Bolschewiken, was sein brennendes Anliegen in die Länge zog.

Endlich gelang es, den ersten von vier Zügen von Moskau nach Petrograd zu bekommen. Fritz Sulzer war in Russland als Textilmaschinenmechaniker tätig gewesen. Er schildert die Reise wie folgt:²

«Abends um 6 Uhr hatten sich alle Mitreisenden mit ihrem Gepäck auf der Güterstation des Petersburger Bahnhofs (Bahnhofstation in Moskau, E.V.) einzufinden. Zu genanntem Zeitpunkt bewegte sich denn auch ein nicht enden wollender Zug von Schlitten, Lastfuhrern, Fussgängern dem Sammelpunkt zu. Auch unsere Zugs- und Wagenchefs trafen pünktlich ein, kenntlich an den roten Feldbinden mit dem weissen Kreuz. Sämtliche Gepäckstücke, auch die kleinsten, waren kenntlich gemacht durch aufgeklebte Etiketten mit dem eidgenössischen Kreuz. Der Schweizerzug sollte ursprünglich nur aus Güterwagen bestehen. Auf dringendes Bitten unseres Vizekonsuls, Herrn F. Suter, und unseres Schweizer Komitees wurde zum Schluss doch noch erreicht, dass für ganz kleine Kinder, alte Frauen und Männer, sowie Kranke zwei alte Wagen dritter Klasse angehängt wurden, so dass unser Zug aus zusammen 15 Wagen bestand. Zu unserem Glück war in jedem Güterwagen je ein kleiner Ofen aufgestellt. Vom Konsulat war bereits früher die Weisung ausgegangen, Beile und Sägen, sowie kleine Leitern mitzubringen. Es begann daher bald nach der Ankunft der Reisenden eine fieberhafte Tätigkeit. Von überall wurde Holz, ich muss es leider sagen wie es war „zusammengestohlen“, dasselbe zersägt, gespalten und in jedem Wagen ein Vorrat aufgestapelt, zugleich von überall her Bretter hergeschleppt, um die Sitzplätze und Liegestellen für Frauen und Kinder zu errichten, die Laternen in Stand gestellt, denn ein jeder hatte an Kerzen mitgebracht, was noch zu bekommen war. Wo keine Leitern vorhanden waren, wurden noch welche zusammengezimmert, denn ohne diese wäre es Frauen und Kindern unmöglich gewesen, in die Wagen ein- und auszustiegen. So wurde nun unter Leitung der Wagenchefs lustig gearbeitet, um alles so bequem wie möglich einzurichten und unser Los zu erleichtern. Die Wagenchefs waren speziell dazu da, die vom Zugchef ausgegebenen Mitteilungen betreffend Aufenthalte, Verpflegungspunkte usw. bekannt zu geben.

Nachts um 9 Uhr traf dann unser Vizekonsul, Herr Suter, mit einigen Mitgliedern des Komitees ein, und mir wurde die Ehre zuteil, den Kuriersack und die Koffern zu übernehmen, um diese der schweizerischen Gesandtschaft in Petersburg zu überliefern. Das war ja ein verantwortungsvolles Amt, da, wie mir vertraulich mitgeteilt wurde, gerade dieser

² Fritz Sulzer, Meine Erlebnisse in Russland während des Krieges und der Revolutionszeit. Winterthur, Selbstverlag 1920

Kurier eine äusserst wertvolle Sendung darstellte und bei einer solchen Reise in diesen Zeiten, wo Gewalt über Recht ging, Überraschungen nicht ausgeschlossen waren.

Endlich um halb 12 Uhr nachts rollte der Zug langsam aus dem Güterbahnhof ab, nachdem wir alle herzlich Abschied genommen hatten von unserem hochverdienten Vizekonsul, Herrn Suter, sowie von den zurückbleibenden Landsleuten, die dazu berufen waren, unsere Rechte gegenüber der Bolschewikeregierung zu verteidigen. Wie mancher dieser Braven mag inzwischen schon im Gefängnis geschmachtet haben, oder ist eventuell in die Rote Armee eingereiht worden, denn nach Berichten unseres Departement des Auswärtigen über den Wortlaut eines Telegramms unseres Schweizerkonsuls, Herrn Baltis, in Finnland (Hafenstadt Åbo) ist wenig Hoffnung vorhanden, dass den Zurückgebliebenen ein anderes Schicksal beschieden ist. Nach viertägiger Tag- und Nachtfahrt langten wir endlich abends 6 Uhr auf dem finnischen Bahnhof in Petersburg an.³

Hier sollte sich nun auch die Petersburger Abteilung (ca. 80 Personen) unserem Zug anschliessen, um mit uns die Reise nach der Heimat anzutreten. Die Sache hatte aber einen Haken, denn die Herren in Petersburg hatten bis dahin noch nicht die Möglichkeit gefunden, ihre Passangelegenheiten in Ordnung zu bringen, so dass wir Moskauer am anderen Morgen allein der langersehnten finnischen Grenze zufahren mussten. Um 08.30 Uhr fuhren wir von Petersburg ab, begleitet von einem Kommissär (einem Letten), der uns später an der Grenze sehr wertvolle Dienste leistete. In Bielostrow, der Grenzstation, trafen wir zirka um 10 Uhr morgens ein, und da begann auch sogleich die Gepäckrevision, die waggonweise und zwar anfangs mit grösster Schärfe durchgeführt wurde.»

Es war Winter und bitterkalt. Die Kontrolle dauerte bis in die nächste Nacht. Dann endlich konnte das Gepäck von Fuhrleuten, die bestochen werden mussten, mit Schlitten über die Grenzbrücke gefahren werden. Auf finnischer Seite folgte eine nicht weniger minutiöse neue Überprüfung. Endlich konnten die «Flüchtlinge» in einem finnischen Zug mit richtigen Passagierwagen zur Hafenstadt Åbo weiterreisen. Von hier ging es nach Stockholm und schliesslich zu Schiff ins deutsche Sassnitz. Erneute Kontrolle durch die Deutschen, schliesslich die letzte Fahrt in einem schweizerischen Personenzug, der zuvor Russen nach Russland gefahren hatte und in unvorstellbar miserablen Zustand ankam. Er war erst benutzbar nach zweitägiger Reinigung durch die Männer unter den Heimkehrenden unter Einsatz von Feuerwehrschräuchen und nach technischer Instandsetzung durch deutsche Eisenbahnmonteur.

Nach schwieriger Fahrt durch das kriegsversehrte Deutschland kam der Zug am 7. März 1919 in Basel an. Der Empfang durch Regierung und eine begeisterte Bevölkerung war sehr herzlich. Anschliessend wurden die vom Schicksal hart Betroffenen in ihre Bürgerorte befördert, die nun für sie zuständig waren. Es war erschütternd und demütigend für die noch wenige Monate zuvor wohlhabenden, ja reichen Menschen, nun armengeössig zu sein.

Dramatisch verlief auch die Rückkehr der Schweizer aus Odessa und Umgebung. Jakob Etterlin, der damalige Vizekonsul, schilderte die Ereignisse.⁴ Die intakt gebliebenen

³ 600 km, heute mit dem Expresszug in 6 Stunden zu schaffen.

⁴ Russlandschweizer und das Ende ihrer Wirksamkeit. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1938, S. 19 ff.

Teile der kaiserlichen Armee wurden in ihrem Kampf gegen die Bolschewiken durch Engländer und Franzosen unterstützt. Aber die aus dem Nichts gestampfte Rote Armee gewann die Übermacht auch im Süden. Der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, General Freudenberg, organisierte einen Dampfer, um seine Truppen aus Odessa zu evakuieren. Er machte den Schweizern den Vorschlag, sie könnten mitreisen. Die Kolonie hatte sich am 7. Februar 1920 an Bord des Dampfers «Sparta» zu begeben. Der französische und der schweizerische Konsul und ihre Mitarbeitenden sollten sich als Letzte am 8. Februar einschiffen. Sie waren mit zahlreichen Koffern mit Akten schon unterwegs zum Schiff, als die Artillerie der Roten den Hafen beschoss und die Infanterie schon in dessen Nähe kam. Der Kapitän der «Sparta» hatte aber das Schiff aus dem Hafen bereits auf See gefahren, als sie eintrafen. Es gelang dem Konsul, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Die Konsulatsangehörigen konnten sich an Bord retten, aber für die Akten reichte die Zeit angesichts der Beschiessung nicht mehr. Durch gefährlich stürmische See gelangte die «Sparta» mit Not in den Bosphorus und schliesslich nach Marseille.

Wie sich die Einweisung der Heimgekehrten in ihre Heimatgemeinden abspielen konnte, erfuhr ich von Nina Lütshg, der älteren Schwester meines Gymi- und Musikfreundes Andrej Lütshg. Nina war Weissnäherin und kam zu meiner Mutter auf Stör. Manchmal gesellte ich mich zu ihr und hörte ihren beiläufigen Erzählungen zu. Die Familie Lütshg, deren Vorfahren als Färber aus Mollis ausgewandert waren, kam mit dem Zug in Mollis an. Hier war die Begrüssung nicht so feierlich wie in Basel. In ihren alten Tagen wurde Nina Lütshg von Mitarbeitern des Osteuropainstituts der UZH interviewt. Mit Freude stiess ich in einer Veröffentlichung desselben auf die genaue Schilderung ihrer Ankunft in Mollis.

Als sechsjähriges, unterernährtes Mädchen war Nina Lütshg damals mit der Familie in ihre Heimatgemeinde Mollis gekommen. Weder Vater noch Mutter hatten von diesem Dorf je gehört. Sie waren vom «Russlandschweizerbüro» in Bern, das als amtliche Stelle seit 1918 die massenhafte Rückkehr von Russlandschweizern regelte, nach Mollis verwiesen worden. Die einst wohlhabende Familie wurde in der Stammheimat fürs erste armengeössig. «Das war furchtbar am Anfang», erinnert sich Nina. «Die Leute vom Dorf brachten uns Kleider und Esswaren. Gutgemeint, sicher, aber wir konnten das fast nicht annehmen. Das waren doch Almosen. Wir, die Lütshgs, am Bettelstab! Das war eine unerträgliche Vorstellung.»

Das Gefühl der sozialen Deklassierung war jedoch nur *ein* Problem unter anderen. Das «Sich-fremd-Fühlen» in der eigenen, d. h. nominellen Heimat war weit gravierender und kam einem Kulturschock gleich. Nina drückte es im Gespräch mit uns treffend aus: *«Meine Eltern hatten ganz vergessen, dass sie Schweizer waren.»* Nach kurzem Nachdenken über ihren Vater fügt sie hinzu: *«Er war russischer als russisch.»* Die Heimat war für ihn zur Fremde geworden, an die er sich nicht anpassen konnte und wollte. *So verbot er zum Beispiel seinen Kindern, zu Hause deutsche Vokabeln zu benutzen oder das eben gelernte Glarnerdeutsch zu erproben. In Anwesenheit ihrer Eltern sollte nur russisch gesprochen werden. Wer sich nicht dran hielt, musste drakonische Strafen, «russische» Strafen fürchten.*

Umgekehrt brach auch die Ablehnung der Einheimischen gegenüber diesen «Papierlischwyzern», wie sie oft verächtlich genannt wurden, immer wieder durch. Die erste

Schulzeit in Mollis war für die Kinder alles andere als eine angenehme Heimerfahrung. «In der Schule galten wir einfach als Ausländer. Italiener wären noch gegangen, aber Russen waren völlig Fremde...» Auch der Heimweg aus der Schule gestaltete sich oft als Spiessrutenlaufen. Noch heute, nach sechzig Jahren, hört Nina die Spottverse der Molliser Schlingel... «Russehegel – Chatzegegel» ... Nina sagt, sie fühle sich als Schweizerin eben russisch.⁵ Sie hatte das Glück, einen bekannten Schweizer Architekten zu heiraten und hatte mit ihm mehrere Kinder. Die Familie wohnte im Schloss Wetzikon.

Auch die Familie Morozow verlor alles. Die mustergültige «Industriestadt» in Twer wurde verstaatlicht, der Bruder von I. A. Morozow wurde verhaftet und eingekerkert. Vaters ehemaliger Studienkollege und Chef verlor auch seine bedeutende Sammlung von Impressionisten und Expressionisten, nach einer Schätzung von Sotheby hätte sie heute Milliardenwert. I. A. Morozow entkam nach Paris, wo er Freunde in der Kunstszene hatte, übersiedelte dann nach London und starb in Karlsbad/Tschechoslowakei.

Die Begegnungen beginnen

Meine erste Begegnung mit einer Russin hatte ich mit vier Jahren. Sie hiess Vera. Auf der Flucht aus Russland hatte sie Berlin erreicht. Dort erkrankte sie an Tuberkulose. Die Ärzte schickten sie in eine Lungenheilklinik nach Leysin. Nach einjähriger Kur empfahl man ihr dringend, womöglich noch eine Zeit lang in der Schweiz zu bleiben. Meine Mutter vernahm davon und nahm Vera zu uns. So bekam ich unerwartet ein «Kindermädchen».

Mutters Kinder- und Jugendfreundin Eugenie Müller hatte es mit Mann, Zwillingen und zwei Schwestern nach Dresden verschlagen. Tante Genia kam recht oft zu uns nach Küssnacht. Einmal fragte sie mich zwei Tage vor Vaters Geburtstag: «Hast Du Papa ein Geschenk?» Verlegen antwortete ich: «Nein.» «Dann machen wir ihm eine Überraschung. Ich zeige Dir, wie Russisch lesen geht. Ich war sofort einverstanden und dachte für mich: «Wenn es nur das ist? Nur nicht basteln oder zeichnen!» Um das Geheimnis zu wahren, weihte sie mich nicht im Elternhaus, sondern in meinem Indianerzelt im Garten in die kyrillische Schrift ein. Am ersten Tag kam das Alphabet, am zweiten war das Lesen dran. Am Geburtstag las ich den Eltern eine kurze Kindergeschichte vor. Vater war zu Tränen gerührt.

Schiedhaldensteig 32 als Begegnungsort

Die ersten Begegnungen mit heimgekehrten Russlandschweizern hatte ich in Küssnacht. Alexander Fornallaz hatte in Russland ein Ingenieurstudium absolviert und als Ingenieur gearbeitet. In der Schweiz fand er keine entsprechende Arbeit und war froh, bei der Fotofirma Agfa eine Vertreterstelle zu finden. Seine Frau Olga, gebürtige Russin aus Samara, war Konzertpianistin. Aber niemand in der Schweiz hatte auf sie gewartet. Sie fand eine Anstellung beim Kino «Capitol» in Zürich. Die Filme waren damals stumm. Ihre Aufgabe bestand darin, sie mit Musik zu untermalen. Bei Frühling auf der Leinwand säuselte sie auf dem Klavier, bei Gewitter liess sie Blitze zucken und Donner rollen, bei Krie-

⁵ «Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland.»
Verlag Hans Rohr, Zürich, 1985, S. 204 f.

gen spielte sie Militärmusik und machte Schlachtenlärm. Erst als ich Jahre später Musik studierte, verstand ich, was für eine enorme Begabung stundenlanges bildbezogenes Improvisieren verlangte.

Ein anderer junger Heimkehrer, Alexander Bernhard, war ebenfalls Ingenieur und fand ebensowenig eine Stelle. Also machte er eine Metzgerlehre, arbeitete zuerst in einer Metzgerei, dann eröffnete er an der Stadelhoferstrasse das winzig kleine russische Restaurant «Newa». Als der Erfolg unerwartet gross war, zog er an den Walcheplatz und eröffnete dort das viel grössere «Trojka». Sein Erfolg übertraf alle Erwartungen, und er übernahm in Stäfa das «Seerestaurant».

Die jüngeren Heimkehrer schafften es, eine Existenz aufzubauen. Ich triumphierte innerlich, als die Tochter eines repatriierten Käfers vom Departement des Äusseren in die Schweizer Botschaft nach Moskaus entsandt wurde. Die Älteren blieben bis zum Lebensende von der staatlichen Hilfe abhängig.

Schon 1918 gründeten die ersten Heimkehrer die «Vereinigung der Russlandschweizer». Ihre Aufgabe war es, beim Bundesrat um die Entschädigung der in Russland erlittenen Verluste zu kämpfen. Um es gleich zu sagen: ihre Bemühungen waren und blieben erfolglos. Nur der Hilfsfonds der Russlandschweizervereinigung, die «Secrusse» bekam eine einmalige Zuwendung in der Höhe einer Million Schweizerfranken. Die Verluste der Russlandschweizer betragen, auf heutigen Wert umgerechnet, zwei Milliarden Schweizerfranken.

Die Sektion Zürich der Russlandschweizervereinigung, deren Kassier mein Vater war, wurde zum Rahmen einer regen gesellschaftlichen Betätigung. Es gab kulturelle Veranstaltungen, Vorträge, eine Jahresversammlung, ein Neujahrsfest. Die beiden Letzteren füllten jeweils den grossen Saal des Hotels «Elite» an der Bahnhofstrasse und waren ausgesprochen fröhlich. Ein Chor trug russische Lieder vor, junge Mitglieder zeigten virtuose russische Tänze, was mir als Bub, der ich damals war, viele Einblicke in die verlassene Heimat Russland gab.

Am Schiedhaldensteig 32 trafen sich im Sommer der Vorstand der Zürcher Sektion, ebenso die Kommission der in Zürich ins Leben gerufenen Russischen Bibliothek, oder ganz einfach Freunde und Bekannte meiner Eltern. Es gab auch einige Junge unter ihnen. Da erwies es sich als grosser Vorteil, dass Vater sich einen schönen Umschwung Land um das Haus gesichert hatte. Das erlaubte Spiele mancher Art und brachte den in der Stadt jetzt in ärmlichen Verhältnissen lebenden Menschen eine grosse Freude.

Im Winter waren die Gäste meiner Eltern im Haus. In der Stube stand ein grosser Esstisch. Nach dem «russischen Tee», zu dem meine Mutter selbst hergestellte Gebäcke aus ihrer Heimat beitrug. Nach dem Tee trennten sich die Damen und die Herren. Die Damen unterhielten sich weiter rund um den Esszimmertisch, letztere begaben sich in das grossräumige Zimmer, das vom Architekten auf den Plänen für den Hausbau für mich unverständlich als «Herrenzimmer» bezeichnet worden war. Hier wurden Papirossy geraucht und Gespräche über andere Themen geführt. Ich gesellte mich zu den Männern und erfuhr dabei viel aus ihrer anderen Heimat, was mich faszinierte.

Herr Würigler war in Südrussland Besitzer einer Zuckerfabrik gewesen, der eine Wodkabrennerei angegliedert war. Als er «von früher» erzählte, verstand ich, weshalb er beim

Tee sein Teeglas bis zu einem Drittel mit Zucker füllte, den er hernach gar nicht umrührte. Er war halt an Zucker im Überfluss gewöhnt. Und von Wodka wurde im Kreis dieser Herren auch gesprochen. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Rezepte und konnten sich über die Stärke ihres Getränks ereifern. Die einen standen auf 40, die anderen auf 42 Grad Alkoholgehalt. Übrigens hatte man damals mit Wodka einen ganz anderen Umgang als im heutigen Russland. Man trank ihn aus Wodkagläschen, die vielleicht zwei Kubikzentimeter fassten. Heute beginnen die Russen in den Restaurants mit «Sto gramm», hundert Gramm, die in Wassergläsern serviert werden.

In Ehrfurcht erstarrte ich damals, als Herr Leuzinger von seinem Gut sprach. Es erstreckte sich über ein Gebiet von 500 Quadratkilometern («so gross wie der Kanton Zug», sagte er). Auf diesem Gebiet befanden sich zahlreiche Dörfer und Marktflecken. Neben seinem Gutshaus hielt er eine Wolfskoppel. Ich war zu schüchtern, um zu fragen, wozu er die denn brauchte.

Alt Vizekonsul Etterlin aus Odessa war selten bei uns, weil er zu weit weg wohnte. Alt Konsul Friedrich Suter gehörte natürlich auch zur Vereinigung, war aber zurückhaltend in seinen Äusserungen und sprach nie von seiner aufopfernden Tätigkeit für die Rückführung seiner Landsleute. Ich konnte mich mit seinem Sohn und dem Töchterchen unterhalten, die aber viel jünger waren, weshalb unsere Gespräche nicht ergiebig und das gemeinsame Spielen nicht so lustig war.

Meine Mutter hatte mit zwei Frauen besonderen Austausch. Das waren Angelika Suter, die Frau von Konsul Suter und Katharina Fischer, die Gattin von Georg Fischer, dem Besitzer der schaffhausischen Giesserei G+F. Die drei Damen gehörten zur Gruppe, die 1935 in Zürich die erste russisch-orthodoxe Kirchgemeinde gründete und die von Frau Fischer geleitet wurde. Weil die allermeisten Gemeindeglieder arm waren, mussten sie sich mit einem grossen Kellerraum in einem Mietshaus an der Haldenbachstrasse in Zürich zufrieden geben. Mein reformierter Vater steuerte Zierleisten für den Ikonostas bei. In dieser «Katakombe» erlebte ich als Kind die ersten orthodoxen Gottesdienste. Die mitternächtliche Osterfeier beeindruckte mich nachhaltig. Weil nach Mitternacht keine Autobusse mehr fuhren, wanderten meine Mutter und ich zu Fuss nach Küsnacht zurück, was nicht minder eindrücklich war als der Gottesdienst, der im dreimaligen Ausruf «Christos voskrese», «Christus ist auferstanden» gipfelte. Dieses tief eindrückliche Glaubenszeugnis begleitete mich mein Leben lang. Wenn wir am Schiedhaldensteig ankamen, zeichnete sich im Osten schon die Morgendämmerung ab. Übrigens fragte meine Mutter vor jedem Kirchgang meinen Vater, ob er mit dem Gottesdienstbesuch einverstanden sein könnte, ich war ja reformiert getauft und sollte so unterrichtet werden.

Ein grosses Denkmal für die Russlandschweizer

Nicht lange nach der Gründung des Osteuropainstituts an der Universität Zürich und der Berufung von Professor Carsten Goehrke zu ihrem Leiter war einer seiner Mitarbeiter, Urs Rauber, zu Fuss in der Stadt unterwegs. Seine Augen wurden aus irgendeinem Grunde von Karteikarten angezogen, die für die Kehrlichtabfuhr bereitgestellt waren. Er warf einen prüfenden Blick auf das Material und entdeckte – das Archiv der 1918 gegründeten Schweizerischen Vereinigung der Russlandschweizer. Er konnte den Besitzer dieses Ab-

fuhrgutes ausfindig machen und bekam die Erlaubnis, das Material an sich zu nehmen. So kam die Kartei in das neue Osteuropainstitut. Es wurde zur Grundlage einer Jahre währenden Sichtung, Untersuchung und Auswertung des Russlandschweizertums. Die Arbeit führte zu zahlreichen Veröffentlichungen. Durch sie fand ich Zugang zu einer systematischen Darstellung des Russlandschweizertums, die meine in der Kindheit empfangene «oral history» gewaltig überstieg. Viele Informationen zu diesem Aufsatz habe ich durch sie empfangen. Nach Beendigung der minutiösen Auswertung wurde das ganze Russlandschweizerarchiv 2013 dem Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich übergeben, wo es der Nachwelt zugänglich ist. So sind die Russlandschweizer zu einem Denkmal gekommen, das sie alle überrascht und tief gefreut hätte.⁶

⁶ Im Internet: Russlandschweizer Archiv – RSA